

LILLY BOGENBERGER

NARBEN



MÄDCHEN

Roman

dtv

Anmerkung der Autorin

Liebe Leserin,
lieber Leser,

»Narbenmädchen« ist ein Roman über Depression und Selbstverletzung. Es kommen Themen vor wie Suizid, sexualisierte Gewalt, Drogen- und Alkoholkonsum, Essstörungen, Tod, Verlust und Gewalt. Wenn das Themen sind, bei denen ihr empfindlich reagiert, achtet bitte auf euch und eure mentale Gesundheit und legt das Buch beiseite, bevor es Schaden anrichtet.

Wenn ihr selbst psychische Probleme habt, euch selbst verletzt oder Suizidgedanken habt oder ihr jemanden kennt, dem es so geht, findet ihr eine Auflistung von Hilfestellen hinten im Buch.

Ihr seid nicht allein mit euren Problemen und jede und jeder von euch verdient es, Hilfe zu bekommen.

TEIL 1

Da sitze ich also, im Taxi, und halte mir einen zusammengeknüllten Ball Klopapier auf meinen blutenden Knöchel.

»Ähm. In die Notaufnahme bitte.«

Der Taxifahrer, ein schnurrbärtiger Mann mit tiefen Sorgenfalten auf der Stirn, guckt mich durch den Rückspiegel an. *Was mach ich nur mit meinem Leben*, sagt sein Blick. Dasselbe frage ich mich gerade auch.

Er fährt im Schrittempo los und langsam entfernen wir uns von dem großen Haupthaus mit den kleinen Erkertürmchen. Der Blinker klackt vor sich hin, während ich mir überlege, ob wohl irgendeine Versicherung das bezahlt, wenn ich auf seine sauberen Ledersitze blute.

Blut ist im Schuh, Blut ist im Schuh. Sagt das nicht die Taube aus Dornröschen, als sich die böse Stiefschwester ihre Ferse abschneidet? Die hatte aber sicher keine Adidas-Sneaker an.

Meine Socke ist schon durchnässt, das Blut auf der hellblauen Baumwolle breitet sich in rostbraunen Flecken aus. Der Rest meiner Sportklamotten ist durchgeschwitzt, halb von der Runde Völkerball, die ich gerade gespielt habe, und halb aus Angst.

Ich frage mich, ob die mangelnde Überraschung von Schnauzbart-Mann wohl daher stammt, dass er öfter mal

verrückte Teenager aus der Kur ins Krankenhaus fährt. Vielleicht ist er aber auch einfach nur höflich und denkt, die ganze Situation wird weniger komisch, wenn er nichts sagt. Ist vielleicht auch so. Was würd ich auch antworten? *Ja, sorry, ich hab mich mit einer Rasierklinge geschnitten und jetzt muss es genäht werden. Ist eben mein Hobby. Was machen Sie denn so in Ihrer Freizeit?*

Ich muss ein kleines bisschen grinsen bei dem Gedanken und wirke dadurch sicher noch mehr wie ein Psycho.

Wir fahren durch die Dreißigerzone des kleinen Örtchens. Draußen scheint die Sonne, Familien gehen Eis essen, die schicken Bürger des Luftkurortes sind spazieren und kaufen sich teure Handtaschen aus Leder und Seidentücher zum Umbinden.

Ich lasse die letzten Tage Revue passieren. Was für ein Dreck, das alles.

Am Donnerstag bin ich angekommen, mein Vater hat mich hergefahren. Vier Wochen Kur im Heilige-Elisabeth-Stift, wegen psychischer Probleme. Was genau das für Probleme sind, hat mir der grauhaarige Psychologe, den ich bis dahin zweimal die Woche gesehen habe, gar nicht gesagt. Ich hab fest damit gerechnet, dass ich eine Diagnose kriege, aber: nix. Vielleicht, weil ich erst fünfzehn bin? Wahrscheinlich. Oder ich bin gemeingefährlich und das will man mir nicht auf die Nase binden. Auf jeden Fall hat er gesagt, das Mädchen muss auf Kur, und hier bin ich jetzt.

Aber natürlich hab ich in den ersten zehn Minuten, die ich allein war, erst mal meine Klingen versteckt. Hinter dem Spülkasten von dem kleinen WC, das an mein jugendherbergeähnliches Dreibettzimmer angrenzt. Selbstverständlich hatte ich Klingen dabei, deshalb bin ich doch auf Kur.

Ein Junkie hört ja nicht auf, Junkie zu sein, bloß weil er auf Entzug ist.

Ich kann das Krankenhaus durch die getönte Scheibe des Taxis sehen. Ein Riesenklotz, mindestens sechsstöckig, mit symmetrischen Fenstern und graugelber Fassade. Wir halten vor dem Haupteingang. Hatte ich nicht Notaufnahme gesagt? Penner.

Er drückt einen Knopf auf dem Taxameter, dann dreht er sich um, peinlich darauf bedacht, mir nicht auf den blutenden Knöchel zu gucken. *Ist ja gut, alter Mann, ist nicht ansteckend.*

»Elf achtzig.« Ich ziehe den zerknitterten Zwanzigeuroschein aus meinem Hosenbund, den die Betreuerin von der Rezeption mir in die Hand gedrückt hat.

»Dreizehn«, sage ich und überlege, ob ich mir von dem Restgeld später noch Kippen kaufen kann.

Als ich aus dem Taxi aussteige, muss ich das Klopapier von meinem Bein runternehmen. Mit dem ersten Schritt auf den warmen Asphalt suppt mir das Blut noch mehr in den Schuh. Ein paar Leute gucken zu, wie ich in meinem Sportdress auf die großen Glastüren zuhumpel. Einige davon sind Patienten, die gucken eher mitleidig, die anderen sind Besucher und machen einen großen Bogen um mich.

Ein paar Momente später stehe ich in der Haupthalle der Klinik und überlege mir, was ich jetzt tun soll. Ich meine, prinzipiell könnte ich auch einfach zum Bahnhof gehen und sonst wo hinfahren. Budapest, zum Beispiel. Warum eigentlich nicht?

Plötzlich schwappt eine Welle heißer Wut über mich drüber. Was sind das eigentlich für Wichser, dass die mich einfach in ein Taxi setzen? So was von unprofessionell. Eine

minderjährige Verrückte mit Blut im Schuh einfach unbeaufsichtigt durch die Gegend fahren lassen. Was, wenn ich jetzt entführt werde oder umgebracht, oder einfach abhaue und mich der Fremdenlegion anschließe oder einem Zirkus? Dann wäre bei denen aber die Kacke am Dampfen. Ich überlege, ob ich einfach aus Prinzip ein bisschen Scheiße bauen sollte, damit andere Patienten in Zukunft nicht in meine Lage kommen. Aber dann gehe ich doch feige und brav zum Infoschalter.

»Hi, ich bin vom Elisabethstift und ich hab ne Wunde am Fuß. Wo muss ich denn hin?«

Die Frau hinter der Glasscheibe, grau gelockt und schlecht gelaunt, guckt mich irritiert an und deutet auf ein großes Schild mit einem ebenso großen Pfeil drauf: *Notaufnahme*.

Ich nicke ihr übertrieben freundlich zu und humple den Gang entlang.

In der Notaufnahme ist von dem netten Sonnenwetter draußen gar nichts mehr zu merken. Ein großes Wartezimmer ohne Fenster, etwa zwanzig Leute sitzen auf kargen Stühlen. Hustende Senioren, eine zu Tode gestresste Mutter mit einem kreischenden Dreijährigen auf dem Schoß, ein junger Mann, der sich mit schmerzverzerrtem Gesicht den Ellenbogen hält.

Ich melde mich an und erkläre der Schwester, dass ich leider meine Krankenkassenkarte nicht dabei habe, weil die Leute aus der Kur mich einfach ohne irgendwas in ein Taxi gesetzt haben. Ich glaube, sie denkt kurz, ich mach einen Witz. Das finde ich sehr befriedigend. Endlich mal ist jemand angemessen schockiert darüber, wie mit mir umgesprungen wird. Aber dann muss ich mich doch auf einen der

Stühle setzen und warten. Ich bin anscheinend kein Notfall, auch wenn ich beim Hinsetzen bemerke, dass ich eine Spur aus kleinen roten Tropfen auf dem Boden hinterlasse, wenn ich laufe.

Die Zeit zieht sich wahnsinnig und nach fünfzehn Minuten drehe ich schon fast durch vor Langeweile. Es gibt nicht mal Zeitschriften hier. Also bin ich allein mit meinen Gedanken, was so ziemlich das schrecklichste Ding auf der Welt ist, wie jeder weiß.

Ich lege mir im Kopf schon mal zurecht, wie ich das meinen Eltern erzählen werde. Angemessen entrüstet muss ich klingen, und mitgenommen. Ich hoffe, die beschweren sich bei der Leitung oder so. Im besten Fall holen sie mich nach Hause und dann kann ich wieder in meinem eigenen Bett schlafen, muss mich nicht mit meinen Mitinsassen rum-schlagen und nicht jeden zweiten Tag zum Kneipp-Wasser-treten. Was für eine bescheuerte Therapiemaßnahme. Da latscht man durch zwei Becken mit kniehohem Wasser, eins warm, eins kalt, immer abwechselnd, immer im Kreis. Wie das genau gegen psychische Probleme helfen soll, konnte mir noch keiner erklären.

Plötzlich fällt mir ein, dass ich sicher nicht mehr zum Was-sertreten kann, wenn ich die Wunde genäht bekomme, und die Welt ist schon ein Stückchen weniger beschissen. Diese Erkenntnis gibt mir genügend Antrieb, dass ich aufstehe und Richtung Haupteingang zurückgehe. Dauert eh noch ewig, bis ich drankomme, vor zwei Minuten haben sie erst eine junge Frau auf einer Trage an mir vorbeigeschoben. Autounfall wahrscheinlich, große Fleischwunde am Bein, ungefähr fünfzehnmal so groß wie der Schnitt an meinem. Dass sie die zuerst drannehmen, versteh ich ja.

Draußen vor dem Eingang schnorre ich mir eine Kippe von einer älteren Frau mit rollbarem Infusionsständer, die irgendwie nett aussieht. Sie gibt mir Feuer und ich habe kurz die Hoffnung, dass sie sich mit mir unterhält, aber dann geht sie. Ich rauche genussvoll meine Zigarette und verfluche mal wieder, dass das mit dem Rauchen so schwierig ist in der Kur. In den vier Tagen, die ich da bin, war ich erst zweimal. Beide Male hab ich mich nach dem Mittagessen weggeschlichen. Auf dem Gelände hinter dem Fußballplatz gibt es einen Fliederbusch, und die dicht beblätterten Zweige bilden einen prima Sichtschutz, wenn man sich dahinterhockt. Weil Rauchen natürlich verboten ist in einer Kinder-und-Jugendlichen-Kur. Alles Deppen. Zu Hause darf ich rauchen, sogar in meinem Zimmer. Ich habs einfach so lange gemacht, bis meine Eltern eingesehen haben, dass es Quatsch ist, es mir zu verbieten. Aber so was geht auf Kur natürlich nicht.

Nach der Zigarette geh ich wieder in die Notaufnahme und es dauert, kein Scheiß, DREI STUNDEN, bis ich drankomme. Drei Stunden ohne Unterhaltung, und zweieinhalb davon schreit dieser ätzende kleine Junge wie am Spieß.

Danach ist mein Kopf ganz matschig vom vielen An-die-Wand-Starren. Eine Schwester bittet mich in Behandlungszimmer vier, und nach noch mal zehn Minuten kommt ein junger Arzt rein. Bisschen dick, Brille, sicher mies in jeder Sportart und hat deshalb Komplexe.

Er fragt, wie das passiert ist, und ich zuckte mit den Schultern.

»War ich selber.«

Reicht doch.

Er hält inne und dann guckt er mich zu meiner Überraschung voll genervt an. Fast wütend sogar.

»Wir haben Patienten hier, denen schlimme Dinge passiert sind, die wirklich ernsthaft krank sind, und Sie tun sich das selbst an.«

Ich senke reflexartig den Blick und mustere seine hässlichen ausgelatschten Schuhe. Was soll denn das? Der ist doch Arzt, der soll bitte die Klappe halten und seinen Job machen. Oder vielleicht sogar ein bisschen nett sein, bisschen Mitleid haben, ein klitzekleines bisschen verflochtene Empathie, ist das echt zu viel verlangt?

Meine Stimme ist so piepsig, als ich antworte, dass ich mir am liebsten ins Gesicht schlagen will.

»Deshalb bin ich doch im Elisabethstift.«

Der Arzt verdreht jetzt echt die Augen, so *Ja klar, als ob du je normal wirst, du minderwertige Spinnerin*, und dann sagt er mir, dass man den Schnitt gar nicht nähen muss, sondern nur kleben.

Ich verbuche das aus irgendeinem Grund als Niederlage. Nähen wäre mir lieber gewesen. Keine Ahnung, wieso.

Das Kleben macht er dann immerhin brav und konzentriert. Es brennt ein bisschen, als er die Ränder des Schnittes zusammendrückt, aber ich gebe keinen Mucks von mir. Soll er doch denken, ich bin eine kalte, abgebrühte Massenmörderin. arschloch.

Er hat recht, flüstert die Stimme in mir und ich schüttle den Kopf, um sie zu vertreiben.

Das ganze dauert nur fünf Minuten, dann darf ich gehen. Mit einem jungfräulich weißen Pflaster auf meinem reparierten rechten Knöchel mache ich mich auf den Weg zum Haupteingang.

Und jetzt? Vielleicht doch Fremdenlegion? Artistin beim Zirkus werden?

Aber die letzten Stunden haben mich so ausgelaugt, dass ich für solchen Quatsch einfach keine Kraft mehr habe. Ich schnorre mir noch eine Zigarette, gucke in die Nachmittags-sonne, die ein Stück weiter Richtung Horizont gewandert ist, und dann gehe ich nach drinnen und sage der Dame am Empfang, dass sie mir doch bitte ein Taxi rufen soll.

Die Rückfahrt ist weniger spannend als die Hinfahrt. Vorhin hat sich alles noch wie ein Abenteuer angefühlt, aber jetzt liegt die drückende Ausweglosigkeit der Realität auf mir wie eine Wagenladung Ziegelsteine.



Es ist fast fünf, als ich auf dem Kurgelände ankomme. Ich gehe die Treppen zum Haupthaus hoch, vorbei an dem knallroten Graffiti neben der Eingangstür.

Elisabethknast, steht da. Hat jemand – eine verdammte *Le-gende* – da hingesprüht, in großen, krakeligen Buchstaben, direkt auf den Putz. Das war das Erste, was ich gesehen habe, als ich letzte Woche hier angekommen bin. Es überrascht mich, dass sie es noch nicht weggemacht haben.

Ich ziehe die große Holztür auf und betrete die kleine Eingangshalle, die mit den vertäfelten Wänden, den rotbe-polsterten Sitzmöbeln und dem Laminatboden aussieht wie eine Mischung aus naturwissenschaftlichem Museum und Arztpraxis.

»Hi. Bin wieder da.«

Chrissi sitzt hinter der Rezeption. Sie ist meine Lieblings-betreuerin, was viel über den Elisabethknast aussagt, weil so supergerne mag ich sie jetzt auch nicht. Chrissi hat zwei

Piercings in der Unterlippe, schwarze kurze Haare und sie ist spindeldürr, was ich ein bisschen komisch finde. Wir haben ja auch ein paar Essgestörte da und unsere krasseste Magersüchtige ist nur ein bisschen schmaler als Chrissi selbst. Alles Heuchler hier.

»Willkommen zurück.« Sie lächelt mich an. Immerhin ist sie nett. »Die anderen sind beim Fußball, wenn du vor dem Abendessen noch ...«

Ich schüttele den Kopf. »Ich glaub, ich ruh mich noch bisschen aus.« Beim Gedanken, Fußball zu spielen und den anderen meine Notaufnahme-Geschichte erzählen zu müssen, dreht es mir den Magen um.

Chrissi nickt. »Alles klar.«

Ich gehe an ihr vorbei, durch den Flur mit den alarmgesicherten Türen, das dunkle Treppenhaus nach oben und dann durch die große, automatische Glastür in meine Station.

Frau Borsch sitzt in dem kleinen Betreuerzimmer direkt neben dem Eingang, dessen Tür immer offen steht. Die müssen ja wissen, wer kommt und wer geht. Nachts darf niemand raus, morgens muss man warten, bis die Tür aufgeschlossen ist.

Und dann mich mit dem Taxi allein in die Notaufnahme schicken. So ein Blödsinn.

Ich hebe die Hand zum Gruß, Frau Borsch seufzt so laut, dass ich es mitkriegen *muss*, dann sieht sie wieder auf ihr Kreuzworträtsel.

Ja, sorry, dass ich deinen Tag ein kleines bisschen schwieriger mache, indem ich das tue, wofür ich hier in Behandlung bin, denke ich trotzig und gehe durch die leere Station zu meinem Zimmer. Es sind also echt alle Fußball spielen.

In Zimmer 104 werfe ich mich auf mein Bett und vergrabe den Kopf in meinem Kissen.



Ich will nicht die Erste beim Abendessen sein und warte bis fünf nach halb, bis ich den Wohn- und Essbereich der Station betrete. Anscheinend habe ich zu lange gewartet, ich bin jetzt nämlich die Letzte. Meine Mitpatienten sitzen schon an den kleinen Tischen, die im Raum verteilt stehen. *Zack*, alle Augen auf mich.

Ich bleibe betont lässig, nehme mir meinen Teller (zwei Scheiben Graubrot, ein Päckchen Butter, eine Scheibe Käse, die ich immer liegen lasse, eine Scheibe fader Billigschinken) und setze mich zu meinen zwei Zimmergenossen.

»Mensch, jetzt erzähl doch mal!« Chantal beugt sich nach vorne, ihre kinnlangen pinken Haare fallen ihr ins Gesicht. »Ham die nen Krankenwagen jerufen? Oder wo warst du so lange?«

Chantal ist Berlinerin und geht mir ziemlich auf den Keks. Also, sie ist schon irgendwie nett, aber auf eine schrecklich aufdringliche, unnötige Art und Weise. Trotzdem, irgendwann muss ichs ja erzählen.

»Sie haben mir nen Zwanziger in die Hand gedrückt und mir ein Taxi in die Notaufnahme gerufen«, sage ich und lasse meine Augen hinzufügen: *Was für eine unvorstellbare Frechheit*. Chantal reagiert genauso, wie ich wollte.

»Wat ham die? Dat ist ja total Banane!«

»Das können die doch echt nicht machen«, fügt Natascha hinzu. Sie ist meine zweite Mitbewohnerin, ein stilles, großes Mädchen mit störrischen Locken.

Jetzt dreht sich einer der Jungs vom anderen Tisch um. Ich glaube, er heißt Daniel.

»Was ist passiert?«

Bald hat sich eine kleine Traube um meinen Tisch gebildet und ich komme mir fast vor wie ein VIP.

Nach dem Abendessen verteilen sich alle. Ein paar sehen fern, ein paar andere wollen noch mal raus, die angenehme Abendstimmung draußen genießen. Ich sonne mich noch in meinem neu erlangten Ruhm, aber dann:

»Lara. Kommst du mal bitte.«

Herr Trier. Ein kleiner Mann mit Bierbauch, Typ Sportlehrer, und unser ranghöchster Betreuer. Chefbetreuer? Wie auch immer.

Ich folge ihm in das Betreuerzimmer und dieses Mal schließt er die Tür hinter mir.

»Lara. Womit hast du dich heute selbst verletzt?«

Ich überlege, ob ich lügen soll. Aber fick ihn doch.

»Mit einer Rasierklinge. Die hatte ich im Gepäck.«

Ich sehe ihn trotzig an. Hätten die mich einmal gefragt, ich hätte ihnen die Klingen freiwillig gegeben. Also, wahrscheinlich. Vielleicht. Kann ich ja nicht wissen, weil sie haben mich nie gefragt.

»Die bringst du mir bitte heute Abend noch. Das alles hier funktioniert auf Vertrauensbasis, Lara. Weißt du, hier ...«

In diesem Moment klinke ich mich aus. Manchmal kann ich das. Fühlt sich an, als würde ich einen Schalter in meinem Gehirn umlegen. Irgendwie dreht sich mein Bewusstsein dann um, nach innen, und ich kann es mir quasi in meinem Kopf gemütlich machen, während um mich rum irgendwelche Sachen passieren. In diesem Fall sehe ich, wie

sich der Mund von Herrn Trier bewegt, aber nichts davon kommt bei mir an.

Ist eine praktische Fähigkeit, sich in seinem eigenen Kopf einzuschließen. Es gab schon einige Gelegenheiten in meinem Leben, wo ich es gar nicht ausgehalten hätte mitzukommen, was um mich rum passiert. Situationen, bei denen mir immer noch schlecht wird, falls ich mal aus Versehen dran denke. Diese Momente sind normalerweise ganz hinten in einem Eck von meinem Gehirn zusammengeknüllt, wie ein T-Shirt, das man ganz hinten in den Kleiderschrank stopft, weil es einen Riss hat, aber man es trotzdem nicht wegschmeißen will. Also tut man es wohin, wo man es nicht sieht, wo man es nicht in der Hand haben muss, und hofft, dass es sich irgendwie von selbst auflöst.

Nach ein paar Minuten hört der Typ dann endlich auf zu labern und ich hau direkt in mein Zimmer ab. Ich hab noch zwei Stunden, bis die Station zu ist, bis dahin kann ich noch raus. Unten links in meinem Koffer, unter den Büchern, liegen drei Schachteln Zigaretten und ein Feuerzeug. Ich schnappe mir beides, stopfe es seitlich in meinen BH und husche nach draußen. Klar krieg ich ein paar Blicke von den anderen, aber das ist mir egal.

Raus aus der Station, die Treppen runter, zum Seiteneingang im Erdgeschoss nach draußen. Vorbei am Spielplatz, wo ein paar Elfen gerade mit ihren Eltern spielen.

Elfen, so heißen die Kleinsten, die mit Erziehungsberechtigten hier sind. Die haben noch nicht so viele psychische Macken, die meisten sind wegen Asthma da oder Diabetes oder weil sie als Baby Krebs hatten oder so. Die Nächsten, Altersgruppe zehn bis dreizehn, heißen Phönixe und wir Ältesten sind die Drachen. So heißen die Gruppen halt,

hab ich mir ja nicht ausgedacht. Extrem bescheuert, das alles.

Also vorbei am Spielplatz, möglichst unauffällig wirken, und zur Fußballwiese. Da spielen zwar ein paar Phönixe, aber nur auf das vordere Tor, das hintere ist leer. Und genau da will ich hin. Ganz hinten in der Ecke ist mein Flie-derbusch. Ich quetsche mich durch die Zweige und fummle währenddessen die Kippen hervor, als ich plötzlich was hinter mir höre.

Klasse, jetzt haben sie mich erwischt, auch das noch.

Aber es ist kein Betreuer, sondern einer aus meiner Station. Ein großer Typ, ziemlich dick, mit dünnem blondem Bartwuchs, muss also einer der Ältesten sein.

»Hab ich dich beim Rauchen erwischt, hm?« Er hebt als Witz den Zeigefinger und macht »Ts, ts, ts«, als würde er mich ausschimpfen. Ich sehe ihn an. *Sehr lustig.*

Dann ziehe ich eine Zigarette aus der Schachtel, zünde sie an und blas ihm den Rauch direkt ins Gesicht. Er zuckt nicht mal, sondern holt ein Päckchen Tabak aus der Tasche und dreht sich eine. So schnell hab ich noch niemanden drehen sehen, in meinem ganzen Leben nicht. Als wär er eine Industriemaschine. Ich hab mich noch nicht mal auf meinen Lieblingsast gesetzt, da ist er schon fertig und zündet sie an. Wir rauchen jeder zwei Züge, schweigen und genießen.

»Hast du Ärger gekriegt? Grade?«, fragt er, betont ruhig. Er will nicht zu sensationslustig wirken.

Ich zucke mit den Schultern. »Ich soll meine Klingen abgeben, und wenn wir in die Stadt gehen, soll ich meine Einkäufe vorzeigen.« Ich erinnere mich an noch ein Detail und muss ein bisschen grinsen. »Und meinen Rasierer muss

ich abgeben und jeden Morgen im Betreuerzimmer abholen und nach dem Duschen zurückbringen.«

Er guckt mich an, ratlos. »Rasierer?«

»Zum Beinerasieren?«

»Ach so, ja klar.«

»Was dachtest du denn, dass ich so nen riesigen Damenschnauzer hab oder wie?«

»Kann ja sein.« Er grinst breit. »Aber keine Angst, würde dir sehr gut stehen.«

Mir fällt ein, dass ich gar nicht weiß, wie mein dicker Rauchkumpan heißt, und frage ihn.

»Neo.«

»So wie der aus *Matrix*?«

Er nickt.

»Das ist aber nicht dein echter Name.«

»Alle nennen mich so, das macht es doch zu meinem echten Namen, oder?«

Komisches Argument, aber irgendwie logisch. Auf jeden Fall fällt mir gerade kein schlagfertiger Konter ein. Also ziehe ich einen Mundwinkel hoch, so *Ist mir eigentlich doch egal*, und rauche weiter. Er scheint auch nichts mehr zu sagen zu haben und es ist irgendwie ganz nett, so zusammen im Fliederbusch zu sitzen und ein bisschen Pause zu machen.

Während der nächsten zwanzig Sekunden voller Schweigen und Vogelgezwitzschers fühle ich ein melancholisches Ziehen in meiner Brust, das immer stärker wird. Die tief stehende warme Sonne, der Wind in den Blättern – gerade fühlt sich alles so einfach an. So angenehm, so vor-sich-hin-plätschernd. Solche Momente machen mich traurig. Sie erinnern mich daran, wie selten ich mich so fühle und dass

ich die meiste Zeit mit einem schwarzen Riss durch mein Leben rumlaufe.

Neo merkt, dass meine Stimmung umgeschlagen ist. Warum, weiß ich nicht – ich habe mir eigentlich gar nichts anmerken lassen. Er guckt mich an und so ein warmer Ton liegt in seinem Lächeln. Er drückt seine Zigarette aus. »Dann mal wieder zurück in den Wahnsinn, hm?«



Ich hänge die nächsten eineinhalb Stunden auf der Couch im Aufenthaltsraum rum und lese. Beziehungsweise: Ich starre auf die Seiten meines Buches, damit mich niemand anspricht. Die anderen spielen Kicker oder gucken einen Film, aber ich kann grade nicht sozialisieren. Stattdessen fühle ich mich leer, wie gekaut und ausgespuckt.

Dann irgendwann fertig machen zum Schlafen. Beim Zähneputzen fällt mein Blick auf die Nagelschere in meinem Waschbeutel, die ich nicht abgegeben habe. Wenn alle Stricke reißen, finde ich immer was, womit ich mich schneiden kann, da können die gar nichts machen.

Eine halbe Stunde später liege ich im Bett, und als die Nachtschwester nachguckt, ist das Licht schon aus und sie zieht die Tür zum Flur vorsichtig wieder zu.

Ich kann nicht einschlafen. Ich habe Heimweh und Angst. Vier Wochen ist eine schrecklich lange Zeit. Ich bin hergekommen mit dem trotzigsten Gedanken, dass die halt mal probieren sollen, mir zu helfen, mich zu therapieren, mich wieder hinzukriegen, aber jetzt wird mir klar, dass ich gar nicht weiß, wie das gehen soll. Was, wenn ich nach Hause fahre und alles so ist wie vorher? Diese Vorstellung fühlt sich auf eine gruselige Art und Weise beruhigend an. Als wäre es

mein Schicksal, so weiterzuleben, wie ich es in den letzten Monaten gemacht habe. Schule schwänzen, mich schneiden, fernsehen, schneiden, schlafen und alles von vorne. Manchmal, zur Abwechslung, eine Woche in die Schule gehen oder eine Freundin treffen und mich durch zwei Stunden Small Talk quälen. Zwischendurch mal ein Gespräch mit meinem Vater oder ein Telefonat mit meiner Mutter darüber, dass alles nicht so weitergehen kann, und dann geht es zehn Minuten später doch genauso weiter.

Du wirst da nie rauskommen, stellt die Stimme in mir fest.

Ich weiß gar nicht mehr genau, wann das alles angefangen hat. Vor eineinhalb Jahren vielleicht, so um den Dreh rum. Kam alles schleichend. Ich hatte immer weniger Energie, ich hatte immer weniger Lust, die Sachen zu machen, die ich davor gemacht habe. Wie bei einem neuen Kleid, das man das fünfzigste Mal in die Waschmaschine schmeißt, sind die Farben in meinem Leben jeden Tag ein Stückchen mehr verwaschen. Weniger hell, weniger bunt, hin zu einer undefinierbaren Graubraunfehlfarbe, die sich über alles drüberlegt.

Das Schneiden ist das Einzige, was es besser macht. Das hellrote Blut hat die seltsame Fähigkeit, als einzige grelle Farbe durch diesen beschissenen Grauschleier durchzustecken. Und nachts um vier mit einem Haufen Tempos und einer Rasierklinge im Bett zu sitzen und meinem chirurgischen Hobby nachzugehen, hat was so verdammt Meditatives. Bis auf einen Joint bei einer Party hab ich zwar noch nie Drogen probiert, aber das stell ich mir genauso vor wie dieses Gefühl, was ich dann kriege. Die Entspannung, die sich über mich legt wie eine kühle weiche Decke, das Zusammenschrumpfen meines Blickfeldes auf die Klinge und

den Schnitt und das Blut, die Einfachheit danach, wenn ich alles sauber mache und verbinde. Das aufzugeben, erscheint mir grade komplett unmöglich.



Nach zwei Stunden unzufrieden im Bett wälzen und Chantals Schnarchen zuhören schlafe ich dann wohl endlich ein, was ich nur weiß, weil das Aufwachen am nächsten Morgen megaungemütlich ist. Wie jeden Tag öffnet die Nachtschwester die Tür mit einem Ruck und ruft »*Guten Morgen!*« in einem Ton, dass jeder im Umkreis von Kilometern weiß, dass es eben *kein* guter Morgen ist. Belämmert vom Schlafmangel und dem unwirschen Aufwachen bin ich die Erste im Bad. Ich halte meinen rechten Knöchel so gut es geht aus dem Duschbecken, was ein ganz schöner Aufwand ist, aber es geht schon. Meine Haare sind schon voller Shampoo, als ich merke, dass mein Rasierer fehlt. Stimmt ja.

Also trockne ich mich ab, schminke mich (ich kenne hier niemanden auch nur ansatzweise gut genug, dass die mich ungeschminkt sehen dürften) und gehe dann mit nassen Haaren zum Betreuerzimmer.

»Kann ich meinen Rasierer haben, bitte?«

Frau Pohl hat grade mit der Nachtschwester Übergabe gemacht und weiß von nichts, also muss ich ihr erst erklären, dass mein Rasierer in der Schublade da vorne liegt. Aber dann gibt sie ihn mir doch, ich kann meine Achseln und Beine rasieren, nachdem Natascha und Chantal im Bad waren, und dann bringe ich das Scheißteil auf dem Weg zum Frühstück zurück. Ich verdrücke noch eine Scheibe Graubrot, dieses Mal mit Marmelade, und dann gehts zum Schwimmen.

Ich hasse Schwimmen. Wasser war einfach noch nie mein Ding. Ich kann nicht besonders lange die Luft anhalten, meine Augen brennen superkrass, wenn ich sie unter Wasser aufmache, und allgemein bin ich eher der Typ zum Gemütlich-im-Schatten-am-Ufer-Liegen als zum Rumtoben im See oder im Pool oder im Ozean.

Und da ist natürlich auch noch das Problem des Dresscodes und der Grund dafür, dass ich in der Schule seit einem Jahr nicht mehr am Schwimmunterricht teilgenommen habe, weil ich immer meine Tage habe oder Bauchweh oder Kopfweh oder halt einfach nicht da bin. Weil natürlich kann man nicht in langen Hosen schwimmen gehen, außer man ist Taucher.

Ein Königreich für einen Neoprenanzug.

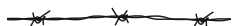
Aber dieses Mal ist es ein bisschen besser – weil ich hab ja eine hervorragend geklebte Wunde am Knöchel und darf nicht schwimmen. Also sehe ich das Ganze nicht so tragisch und bin relativ gut gelaunt auf dem Weg zu dem kleinen Hallenbad. Alle anderen haben ihre Handtücher im Arm, ein paar der Jungs sparen sich das Umziehen und kommen einfach gleich in Badehose. Ich dagegen bin in meinen gemütlichen Jeans unterwegs, mit sämtlichen Narben und Wunden gut versteckt hinter dem dichten Stoff.

Ich geh also, während die anderen Mädchen zu den Umkleiden abhauen, direkt zu Frau Borsch, die das Schwimmen beaufsichtigt, und erkläre ihr die Situation und dass ich die nächsten Tage leider nicht schwimmen kann. Dann will ich eigentlich in Richtung des Fliederbusches abhauen, aber auf dem Weg dahin kommt mir Herr Trier entgegen.

»Lara!«

Ich bleibe stehen. Was will der denn jetzt von mir?

»Doktor Fern will dich sehen. Heute Nachmittag, um 14 Uhr. In ihrem Büro.«



Jeder kennt diese Momente im Leben, wo man schon weiß, dass irgendwas passieren wird. Man hat keinen Plan, *was* es sein wird, aber man weiß todsicher, dass sich irgendwas im Hintergrund zusammengebraut hat und jetzt darauf wartet, sich zu entladen. Als Herr Trier mir gesagt hat, dass die Chefpsychiaterin der Klinik mich sehen will, hatte ich genau dieses Gefühl. Und natürlich hatte ich recht damit, weil das Bauchgefühl nur sehr selten bei so was lügt.

Die Zigarette im Fliederbusch danach ist also eine sehr nervöse, die ich mit zitterigen Fingern rauche, während ich mir ausmale, worüber Doktor Fern wohl mit mir reden will.

Vielleicht ist meine Oma gestorben, denke ich. Aber hätte ich dann wirklich einen Termin? Würde sie mich nicht direkt ins Büro rufen? Und würde mir das wirklich Doktor Fern sagen?

Meine nächste Vermutung ist, dass es vielleicht standardmäßig Einzelgespräche mit jedem Patienten gibt. Nichts Besonderes, ganz normal. Aber das hätte jemand erwähnt, beim Einführungsgespräch oder so, und das hätte mir Herr Trier auch gesagt.

Oder es ist etwas anderes. Eins von den Dingen, die ich in meiner ersten Einzeltherapiestunde erzählt habe, gestern Mittag, vor dem ganzen Völkerball-Taxi-Notaufnahmef-Drama.

Jeder von uns bekommt hier eine Stunde mit einer Psychologin in der Woche, und zweimal die Woche gibt es Grup-

pentherapie. Ich hatte meine Einzelsitzung für diese Woche schon, die erste Gruppentherapie gibts morgen. Da sind wir aus irgendeinem Grund in Mädchen und Jungs aufgeteilt, warum auch immer das so ist, eigentlich bescheuert, wenn – *egal, die Einzelstunde.*

Ich bin da gestern mit pochendem Herzen hin, habe mich in das kleine Büro der Psychologin gesetzt, deren Namen ich schon wieder vergessen habe, und habe einfach erzählt. Das hatte ich so mit mir ausgemacht, auf der Hinfahrt in den Elisabethknast. Lara, habe ich mir gesagt, wenn wir schon dämliche lange vier Wochen da rumgammeln, dann probieren wir es wenigstens und dann sind wir endlich mal ehrlich.

Und dann habe ich diese Psychologin also eine Dreiviertelstunde vollgelabert mit all den Sachen, die ich noch nie jemandem erzählt habe. Jedes Mal, wenn meine Stimme brüchig wurde und ich dachte, der Kloß in meinem Hals macht mir das Atmen unmöglich (vom Sprechen ganz zu schweigen), habe ich allen Trotz in meiner Magengrube zusammengepappt wie Ton beim Töpfern und habe einfach weitergeredet, bis alles draußen war.

Die Frau hat kaum was dazu gesagt, hat sich nur manchmal Notizen auf ihrem Klemmbrett gemacht, bei manchen Sachen nur ein paar Worte, bei anderen ganze Absätze.

Und jetzt hat das also Konsequenzen, denke ich mir, die Stimme lacht mich aus und ich habe das Gefühl, ich bin in einem Aufzug gefangen, dessen Kabel gerissen sind und der den Schacht nach unten rast, sodass die Metallteile an den Betonwänden Funken sprühen.

Ich atme tief durch, sicher fünfzehn Mal, bis meine Lippen nicht mehr zittern und das Gefühl, dass meine Welt

heute um Punkt 14 Uhr enden wird, ein bisschen nachgelassen hat.

Auf dem Weg zurück zur Station überlege ich, ob ich meine Mutter anrufen soll, aber das geht nicht. Dann müsste ich ihr ja die Dinge sagen, die ich gestern erzählt habe, und das kommt auf keinen Fall in die Tüte, sicher nicht, nur *über meine verdammte Leiche*.

Stattdessen mache ich das, was ich am besten kann, und verdränge einfach alles. Was passiert, passiert sowieso, kann ich genauso ein bisschen Spaß haben in der Zwischenzeit.



Vor dem Mittagessen haben wir noch zwei Stunden körperliche Betätigung und Herr Trier lässt uns heute Fußball spielen, draußen auf der Wiese.

Obwohl ich nie eine Sportskanone war, im Gegenteil eigentlich, war ich immer ganz okay im Fußball. Ich kann keine Tore schießen, aber ich kann den Ball schon grob dahin kicken, wo ich will. Nachdem die Teams aufgeteilt sind (in eine Reihe aufstellen und »eins, zwei, eins, zwei« durchzählen), melde ich mich also freiwillig als Abwehrspielerin. Neo ist in meinem Team, und als das Wort »Torwart« fällt, gucken ihn alle an.

»Von mir aus«, sagt er unbeschwert und stellt sich zwischen die Pfosten. Daniel, vierzehn, kurze braune Haare und ein angenehm gleichmäßiges Gesicht, spielt im Sturm, zusammen mit Jana, einem hübschen schlanken Mädchen mit bananengelben Haaren, die ihr bis zum Hintern reichen und die sie zum Fußballspielen lässig nebenbei in einen Zopf bindet.

Natascha ist noch bei mir in der Abwehr und die stille

Fabienne, die den Eindruck macht, ein Windhauch könnte sie umblasen, und definitiv magersüchtig ist.

Der Rest vom Team verteilt sich irgendwo dazwischen und dann pfeift Herr Trier in seine Trillerpfeife.

Nach zehn Minuten steht es zwei zu null für uns.

Ich merke, dass ich mich ein bisschen von meinen Gedanken ablenken kann, wenn ich mich so gut es geht auf das Spiel konzentriere und den gegnerischen Stürmern in die Beine grätsche. Ich kriege es nämlich partout nicht hin, GAR NICHT an den Termin um zwei zu denken. Wie bei einer Wunde am Zahnfleisch bohre ich mit der Zunge immer mal wieder drin rum, nur um zu gucken, ob es noch wehtut. Aber Abwehr ist etwas ganz hervorragend Brutales, wenn man es richtig macht, und ich glaube schon, dass mein Körpereinsatz auch zu unserer Führung beigetragen hat.

Einer der besten Spieler vom anderen Team, merke ich schnell, ist ein muskulöser, grobschlächtiger Typ, den ich bisher kaum habe reden hören. Dominik, fällt mir wieder ein, so heißt er. Er schießt kurz später das eins zu zwei für die anderen und ab dann wirds richtig spannend. Wir sind alle erstaunlich vertieft in das Spiel, nicht so wie beim Fußballspielen in der Schule, wo die Hälfte der Klasse nur irgendwie in der Mitte vom Spielfeld rumhängt.

Dominik rennt also immer wieder auf unser Tor zu und ich tue mein Bestes, um Neo zu entlasten. Dominik wird wütend, das merke ich schnell. Einmal, als ich mich zwischen ihn und das Tor stelle und mit meinen Füßen nach dem Ball stochere, schubst er mich einfach um. Mich haut es mit dem Kinn ins Gras, Neo springt am Ball vorbei und es ist Gleichstand.

Ich stehe wieder auf, klopfe mir die Grashalme vom Shirt, reibe mein schmerzendes Kinn.

Jetzt bin ich auch sauer. Und jetzt gehts um den Sieg.

Beim nächsten Versuch bleibe ich einfach bei Dominik und gucke, dass er den Ball gar nicht kriegt. Manndeckung nennt man das, glaube ich. Kurz gesagt: Ich nerve ihn einfach richtig krass.

»Verpiss dich halt mal«, zischt er mir zu und will mich an meinem Shirt wegziehen, aber in dem Moment guckt Herr Trier zu uns und er lässt es wieder.

»Verpiss dich selber«, antworte ich und spiele einen Pass, der bei ihm landen soll, zurück zu Neo.

Jetzt hat Dominik genug. Dachte ich mir schon, dass das passiert.

»Woah ey, ich kann so nicht spielen!« Er guckt zu seinen Teamkameraden. »Die Schlampe lässt mich nicht in Ruhe!«

»Hast du mich gerade Schlampe genannt?« Ich geh ganz nah an ihn ran, wie in einem Boxerfilm, bis ich seinen Schweiß riechen kann, und funkle ihn provozierend an. Soll er mir doch eine reinhauen, verdammt. Ich kann mich nicht dran erinnern, wann ich das letzte Mal so wütend war, und ich hab absolut gar keinen Bock, diese Situation jetzt friedlich zu lösen.

»Leute, ist doch nur ein Spiel, alles gut«, beschwichtigt Herr Trier, aber wir hören ihm nicht zu.

»Ich schlag keine Mädchen«, sagt mein Gegenüber, aber nicht mal er selbst klingt überzeugt davon.

»Hey, Dominik, komm, wir tauschen Seite, okay?« Ein Junge, der sogar ein bisschen kleiner ist als ich und etwas teigig, Typ »Ich verlass mein Zimmer tagelang nicht, wenn

Teil acht meines Lieblingscomputerspiels rauskommt«, will uns auseinanderziehen. »Bin eh besser mit links. Okay?«

Dominik überlegt ein paar Sekunden, dann nickt er dem Jungen zu. Er entfernt sich einen Schritt rückwärts von mir, spuckt mir vor die Füße ins Gras und dann geht er über den Platz auf die andere Seite.

Mir ist schlecht vor Wut und ich muss erst mal ein paar Sekunden warten, bis der rote Rand um mein Gesichtsfeld verblasst.

Ganz ruhig, ganz ruhig, ganz ruhig.

»Alles okay?«, fragt Natascha und ich nicke, beiße mir auf die Innenseite der Backe, bis ich Blut schmecken kann, und spiele weiter.

Wie das Spiel ausgegangen ist, weiß ich nicht mehr, und es ist auch wirklich egal.



Ich schlinge das Mittagessen runter, ohne irgendwas zu schmecken, und danach ist es erst halb eins. Heute Nachmittag haben wir »frei« und dürfen ab halb drei in die Stadt gehen. Stadt, so nennen sie das kleine Kurörtchen, an dessen Rand der Elisabethknast liegt. Total bescheuert.

Die anderen sitzen in kleinen Gruppen im Aufenthaltsraum rum, während eine Servicekraft das schmutzige Geschirr abräumt, und überlegen, was sie in der Stadt machen wollen.

Ich sitze auf dem einzigen Sessel am Fenster, sehe raus und zähle die Minuten. Dann ist es Viertel vor zwei und ich habe keine Ahnung, wieso. Die Zeit scheint durch die Ritzen der Laminatbretter gerutscht zu sein oder sie hat sich einfach aufgelöst, wie Wackelpuddingpulver in heißem Wasser.

Ich habe einen bitteren Geschmack auf der Zunge, als ich auf dem harten Stuhl im Flur vor dem Büro von Doktor Fern sitze. Der Flur ist angenehm kühl und schummerig, als würde die vernünftige Luft sich hier sammeln, um dem heißen Junitag draußen zu entgehen. Mein Herz klopft trotzig vor sich hin, *bumm, bumm, bumm*, ein Herzschlag nach dem anderen, Panikmarschmusik.

Dann werde ich reingerufen, stehe auf und betrete das Büro. Die eine Seite des Zimmers ist komplett von einem Bücherregal bedeckt, die Seite gegenüber hat eine Verbindungstür ins Zimmer der Assistentin und dazwischen steht ein massiver dunkler Holzschreibtisch, direkt vor einem großen Fenster. Ich setze mich davor auf einen gepolsterten Besucherstuhl und kneife die Augen zusammen, um die Silhouette von Doktor Fern vor dem hellen Sonnenschein überhaupt sehen zu können. Sie ist klein und trotzdem irgendwie imposant, mit Fältchen um den Mund und losen, grauen Haarsträhnen, die sie aus dem Gesicht hinter ihre Brillenbügel geklemmt hat.

Sie sieht mich an, nickt kurz – *da ist es also, das Problemkind* – und schlägt meine Akte auf, die vor ihr auf dem Schreibtisch liegt. Sie guckt nicht mal drauf, auf die Akte. Ich denke, das ist mehr so symbolisch: Darum geht es jetzt.

Ich hoffe mit all meiner Widerspenstigkeit, dass sie nicht weiß, was ich mit der Psychologin geredet habe. Dass es um etwas ganz anderes geht. Aber die Hoffnung darauf schmilzt schnell in dem hellen Sonnenlicht.

»Lara. Ich möchte mit dir über gestern reden.«

Bumm bummbummbummbumm.

»Du musst verstehen, wir sind eine Kureinrichtung hier. Weißt du, was Rehabilitation heißt?«

Ich nicke und nehme ihr die Frage übel.

»Das machen wir hier. Das heißt, wir sind nicht darauf ausgelegt, akute Krisensituationen so zu bewältigen, wie das zum Beispiel eine psychiatrische Klinik könnte. Wir unterstützen auf dem Weg zur Heilung, aber dabei halten uns Fälle, in denen die Heilung abgelehnt wird, leider auf.«

Ich habe absolut gar keinen Schimmer, was die Frau da labert, und sie scheint das auf meinem Gesicht zu lesen. Sie legt ihre Fingerkuppen aneinander und beugt sich einige Zentimeter nach vorne.

»Lara, du hast eine Chance hier. Eine Möglichkeit, die Sachen anders zu machen. Und ich will, dass du diese Chance nutzt.«

Was ist die eigentlich so kryptisch? Wieso rückt sie nicht raus mit der Sprache? »*Red Klartext, verdammt!*«, will ich ihr entgegenschreien, aber ich kriege meinen Mund nicht auf, weil irgendwas meinen Kiefer zuhält.

»Ich sage es jetzt sehr drastisch, weil ich möchte, dass du das genau verstehst. Wenn du dich noch einmal ritzt, dann muss ich dich in die geschlossene Psychiatrie einweisen lassen.«

Uff. Die Erleichterung, dass es nicht das ist, was ich dachte, und die Bestürzung über das, was Doktor Fern gerade gesagt hat, knocken mich aus wie die Schlagkombination eines Profiboxers.

»Verstehst du das?«

»Ja, verstehe ich. Also, ich denke ja, dass ...« Ich habe angefangen zu reden, bevor ich wusste, was ich sagen wollte. Warum mach ich das immer, das ist so bescheuert, ich –

»Gut. Ich hoffe, du denkst darüber nach, was du brauchst, um das selbstverletzende Verhalten in den Griff zu bekom-

men. Bitte trau dich jederzeit, die Betreuer anzusprechen, wenn etwas sein sollte. In Ordnung?»

Ich nicke wieder und schaffe es dieses Mal, einfach meine verdammte Klappe zu halten.

Sie sieht mich an, ihr Blick sagt »So, das wars«, und ich stehe auf, ohne meine Beine zu fühlen, schwebe zur Tür und durch sie hindurch und den kühlen dunklen Flur entlang bis zur Mädchentoilette, wo ich mich in einer Kabine einschleibe und auf den geschlossenen Klodeckel niedersinke.

Fuck, fuck, fuck, fuck, fuck.

Ich suche in meinem leeren Hirn verzweifelt nach etwas, woran ich mich festhalten kann, aber alles gleitet mir durch die Finger und verschwindet in dem dunklen Strudel, der mich mitreißt und mich unter Wasser drückt, und jedes Mal, wenn ich einatme, schlucke ich eine Lungenladung voll Panik.

Ich überlege, was meine Eltern sagen werden und ob Doktor Fern sie anruft.

Tut uns leid, dass sie so verrückt ist, niemand weiß, warum.

Ich überlege, wie es wohl so ist in der geschlossenen Psychiatrie.

Sterbenslangweilig und gefährlich.

Ich überlege, warum ich den Impuls habe, jetzt sofort die Klopapierhalterung neben mir von der Kabinenwand zu reißen, eine scharfe Metallkante zu finden und mal zu gucken, aus welchen Schichten der menschliche Körper so besteht.

Mach es, mach es, mach es, verdammt!

Ich überlege, ob ich es schaffe, mich die nächsten vier Wochen nicht zu schneiden.

Ich wusste irgendwie, dass es passieren musste. Ich hatte in den letzten Tagen tatsächlich manchmal das Gefühl,

dass ich es schaffen könnte. »Clean« zu werden, aufzuhören mit dem Blut und den Klingen und so. Ich will das ja auch. Wirklich. Aber ich dachte, man hilft mir mehr damit. Ich will ja nicht betüttelt werden, ich bin kein Kind mehr, aber man kann mir nicht einfach sagen: »Hör auf damit«, und dann lasse ich es, so funktioniert es einfach nicht, wenn es so wäre, dann hätte ich doch längst schon damit aufgehört. Als wäre ich gerne so, so abgefickt und fertig und instabil und erbärmlich, als würde sich das irgendjemand aussuchen, als würde ich nicht wissen, was ich verpasse damit, als würde ich mir nicht jeden Tag wünschen, ich ...

Die Klotür geht auf, jemand geht neben mir pinkeln. Ich halte die Luft an, damit man mein Schluchzen nicht hören kann, und wünsche mir ein bisschen, dass die fremde Person so lange auf dem Klo braucht, dass ich wegen Sauerstoffmangel das Bewusstsein verliere und so ein paar Sekunden Urlaub von meiner abscheulichen Existenz habe. Aber die Person pinkelt schnell, wäscht sich auch nur sehr kurz die Hände und dann ist sie wieder weg.

Ich bleibe noch fünf Minuten sitzen und versinke in meinem Entsetzen, aber irgendwann bin ich fertig damit. Man kann einfach nicht zu lange durch den Wind sein, also ich auf jeden Fall nicht. Irgendwann schiebt sich ein Scheibenwischer hinter meiner Stirn hoch und rüber, und dann weiß ich gar nicht mehr, warum ich mich so aufgeregt habe.

Na und, dann droht mir diese Kuh halt jetzt mit der Geschlossenen. Wäre das das Schlimmste, was mir je passiert ist? Nein. Kann ich meine Schnitte einfach geheim halten, wenn es nicht anders geht? Auf jeden Fall. Und wenn diese Kur halt nicht der Befreiungsschlag oder wenigstens

der erste Schritt zu einem normalen Leben ist, dann war es eben dumm von mir, diese Hoffnung gehabt zu haben – und gut ist.



Weil ich keine kleine Bitch bin, die sich von so was Bescheuertem den ganzen Tag versauen lässt, richte ich also meinen Eyeliner im Spiegel und gehe zurück zu den anderen. In fünf Minuten dürfen wir los und ich packe in Windeseile meine Handtasche zusammen und geselle mich zu meinen Mitdrachen, die schon draußen vor dem Hauptgebäude warten, ganz brav, bis die Uhr 14:30 zeigt und alle langsam losmarschieren, dem roten Graffiti-Schriftzug zum Trotz.

Ich merke, dass meine Hände noch ein bisschen zittern, und stecke sie in die Hosentasche, als Chantal auf mich zukommt.

»Hey, haste vielleicht noch mal ne Zigarette für mich? Ich kauf mir auch gleich welche, versprochen, wirklich.« Zum Kotzen. Trotzdem greife ich in meine Tasche und gebe ihr unauffällig eine in die Hand. Sie hats ja auch nicht leicht. In der ersten Nacht hat sie mir und Natascha erzählt, warum sie da ist. Ihr Ex-Freund hat sich umgebracht und sie hatte danach einen richtigen Nervenzusammenbruch.

Alter, ich wünschte, bei mir wäre es so einfach, denke ich mir zum zehnten Mal und hasse mich sofort dafür.

Zen, Lara, Zen. Einatmen, ausatmen.

Chantal nimmt die Zigarette und sprintet sofort zehn Meter weiter, um zu Daniel und Natascha aufzuholen. Vielen Dank auch, ist ja nicht so, als bräuchte ich grade jemanden zum Reden oder so. Schlampe.